

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Mittwoch, den 10. Dezember.

1924.

Meister Wilhelmi.

(Schluß.)

Novelle von Georg Julius Peterken.

(Nachdruck verboten.)

So kam der Herbst. Der Birnbaum trug an der Last seiner verlockenden Früchte, aber es niemand da, der sie ihm abnahm. Einer seiner Zweige hatte vor vielen Jahren schon die Grenzscheide unter ihm völlig außer acht gelassen und sich in fremdes Gebiet gewagt; einem stillschweigenden Übereinkommen gemäß hatte er seine reife Frucht, die er doch dem Stamm in Meister Wilhelms Garten verdankte, den jeweiligen Bewohnern des Nachbarhauses, in dessen Luftzone er hing, abtreten dürfen. Diesem Zweig, an dem wohl zwanzig bis dreißig Birnen voll Pracht und Farbe hingen, galt des Meisters größte Aufmerksamkeit.

Der Alte schien das Loch im Zaun völlig vergessen zu haben; sein Standquartier befand sich jetzt unterm Birnbaum. Fast den ganzen Tag brachte er hier zu; erst gegen Abend, wenn nebenan ein kleiner Junge zu Bett gebracht wurde, machte er sich an die Arbeit, obwohl er gezwungen war, die Petroleumlampe anzuzünden.

Jeden neuen Morgen stieg er auf einen Stuhl, um festzustellen, ob die Anzahl der Birnen an dem desertierten und doch unerbittlich festgehaltenen Zweig noch stimme, und als dies eines Tages nicht mehr der Fall war — zwei der goldgrünen Früchte fehlten, sie waren in der Nacht herabgefallen —, flog ein stiller Schein über sein abgekehrtes Gesicht. Er setzte sich und verlegte sich aufs Warten.

Bald erscholl nebenan ein Lachen, Rufen und Singen: der kleine Löwe war in Freiheit gesetzt. Eilende Schritte hin und her, eine Stille, die wohl durch irgendein Basteln ausgefüllt wurde — ein sehr ernstes Gespräch mit dem Holzpferd, das keinesfalls von der Stelle wollte, sondern, wie sein Herrchen dem lauschenden Alten verriet, erst Hafer wollte und ihn in Form einiger Steine auch bekam, um dann jede gewünschte Gangart anzuschlagen: so zogen sich einige Vormittagsstunden hin. Der Alte unterm Birnbaum greiet in Unruhe. Er wollte schon zu einem Verzweiflungsakt schreiten und auf den Stuhl steigen, um den Zweig zu schütteln und dadurch die Aufmerksamkeit des Jungen zu erregen — er kam aber nicht so weit, denn plötzlich vernahm er dicht hinter der großen Holzplanke, die hier zwischen den Grundstücken stand, flinke Schritte. Und dann — dem Meister wollte das Herz stillestehen — eine helle, jubelnde Stimme:

„Mutti, Mutti, komm schnell! Zwei Birnen!“

Der Alte zitterte an allen Gliedern. Was nun wohl kam!

„Die gehören uns nicht, Hänschen, gib her!“

„Wem denn?“

„Das weißt du doch: Herrn Wilhelmi!“

Der Meister wollte schon aufspringen. Er wollte rufen: Das ist nicht wahr! — wußte aber genau, daß er kein Wort hervorbringen könne.

„Herrn Wilhelmi?“ sagte zweifelnd die Kinderstimme. „Er hat ja noch so viele; guck mal, Mutti!“

„Einerlei.“ Die Frauenstimme sprach so gedämpft,

daß sie kaum zu verstehen war. „Gib her, ich reiche sie Herrn Wilhelmi vor; auch die anderen am Zweig gehören uns nicht.“

Ein lautes Weinen setzte ein, und unter dem Schluchzen des Kindes ging die Mutter davon. Es wurde wieder still; das Spiel zwischen Herr und Pferd interessierte den Lauscher nicht mehr. Er war so tief in seine Gedankenwelt eingesponnen, daß er den schrillen Klang der Tür Glocke überhörte; erst ein Ruf: „Herr Wilhelmi!“ riß ihn in die Gegenwart zurück. Die junge Frau von nebenan befand sich in der Werkstatt und sah nun verwundert auf den alten Mann, der mühsam vom Hof hereinkam.

„Die sind von Ihrem Baum gefallen, Herr Wilhelmi“, sagte sie, ihm die beiden Birnen hinhaltend.

Der Meister nickte nur, sein leerer Blick hing an irgendeinem Gegenstand.

„Er mag doch Birnen“, murmelte er.

„Wer?“

„Nun — Ihr Hans, Ihr Junge.“

„So darf er sie behalten?“

Ein Räuspern, das merkwürdig wund klang, brach sich Bahn.

„Er darf sie alle behalten, alle. So ist es immer gewesen, all die Jahre hindurch. . . Und wenn er den Baum mit plündern will — allein mag ich es nicht — schicken Sie ihn nur; ich tu ihm nichts.“

Still war es, selbst der Kanarienvogel schwieg; nur die Uhr tikte behende. In der großen Glaskugel auf dem Werkstisch spielte die Septembersonne. Die junge Frau verharrete unschlüssig. Wunderliche Geschichten hatte sie gehört; sie hatten den Alten da zum Gegenstand gehabt. In eine gute Absicht mischte sich ein Zuträggefühl und ließ die Absicht zuschanden werden.

„Das wäre zuviel des Guten“, erwiderte sie mit einem Versuch, zu scherzen; „aber den Zweig, den nehmen wir gern.“ Und mit einem Dankeswort ging sie rasch hinaus.

Und nach einer dunklen Nacht erhob sich ein neuer Tag. Aber Meister Wilhelmi stellte nicht wie sonst einen Stuhl unter den Birnbaum, sondern schlich wie einer, dem die letzte Hoffnung genommen worden ist, durch die Tiefe seines Gartens. Zuweilen blieb er stehen und betrachtete verloren die große Werkstatt, schien auch einmal den Versuch zu machen, sie zu betreten, stand aber von seinem Vorhaben ab. Dafür näherte er sich dem Verschlag, aus dem er vor Monaten den Sack hervorgeholt hatte; jetzt schien er dort etwas anderes zu suchen. Als er wieder heraustrat, hielt er einen Strid in der Hand.

Was sollte der Strid? Es ist nie kund geworden, denn es hat nie ein Mensch danach gefragt. Aber der Meister wußte es sicherlich, denn sein Gesicht war ebenso klar wie entschlossen. Er hielt den Strid in seiner rechten Hand, als er, diesmal schneller, fast trabend, auf den Birnbaum zuschritt und sich dort mit dem Strid zu schaffen machte.

In dies befremdliche Tun rief plötzlich eine helle Kinderstimme:

„Ich danke auch schön für die Birnen!“

Der Meister ließ augenblicklich den Strid fallen, und es war wohl ein solches Erstaunen, ja Entsetzen in seinem Gesicht zu lesen, daß der tollkühne Kletterer jenseits der Planke sich jääh duckte. Und ob nun seine Bewegung zu rasch gewesen war oder ob das Gerüst, das er sich errichtet hatte, den Anforderungen nicht genügte: ein furchtbarer Schrei gellte plötzlich durch die Luft. Ein dumpfes Aufschlagen folgte und dann ein leises Wimmern, das bald erstarb . . .

Nichts rührte sich, auch die Mutter erschien nicht, vielleicht hatte sie ihren Wildfang auf Minuten allein gelassen. Meister Wilhelmi erhob sich nur langsam aus seiner Erstarrung, dann aber wuchs die Angst riesengroß in ihm auf. Mit wehendem Haar rannte er auf das ehemalige Loch im Zaune zu und zwängte sich, den jenseits liegenden Holzkloß vor sich herschiebend, hindurch. An den Händen und im Gesicht blutend, lief er durch den Nachbargarten, der Planke zu; bald stand er vor seinem Liebling.

Der Knabe war bewußtlos. Ob er Schaden genommen hatte, bekümmerte den Meister in diesem Augenblick nicht weiter. Er nahm ihn auf, er preßte den lebenswarmen Körper fest an seine Brust und trug ihn durch die offene Hintertür ins Haus, abwechselnd „Hans“ und „mein Ferdinand“ und andere wirre Rossworte murmelnd. Er betrat die erstbeste Stube, ruhte aber nicht, bis er das Schlafzimmer gefunden hatte. Da stand ein Gitterbett, schaute und sanft legte er, unbekümmert um den weißen Bezug, das Kind hinein.

Nun erst kam er völlig zur Besinnung. Er stürzte hinaus und machte die Nachbarn mobil, suchte einen Arzt und hatte Glück. Als er, dem Doktor auf dem Fuße folgend, wieder das Nachbarhaus betrat, fand er außer einigen Nachbarsfrauen auch die Mutter vor; sie war natürlich in heller Verzweiflung.

Der Arzt stellte eine Verletzung des Kniegelenks fest und befreite das Zimmer von allen, die dort nichts zu suchen hatten; auch Meister Wilhelmi mußte gehen. Aber er kam wieder, schon am Nachmittag, und der Siebzigjährige durfte an das Bett des kleinen Jungen treten. Eine Kinderhand wurde ihm entgegengestreckt, und in diese Hand wurde — schweigend sahen die Eltern zu — eine Birne nach der anderen gelegt. Immer mehr kamen aus der schmutzigen Schürze zum Vorschein, bald lagen sie zur Rechten und zur Linken des Knaben.

„Ich bin ja schuld daran“, sagte der Alte abgebrochen; „wenn nicht der Zweig gewesen wäre.“

Diese Schuld leugneten sowohl der Vater wie auch die Mutter mit großer Entschiedenheit. Nicht einen Augenblick könne der Junge ohne Aufsicht sein! Mit dieser Versicherung wurde der Besucher entlassen, gleichzeitig mit der Aufforderung, morgen wiederzukommen.

Der Junge genas; Meister Wilhelmi auch, nur etwas langsamer. Der Birnbaum hatte, unter der Aufsicht des Kleinen und der Hilfeleistung seines Vaters doch noch seine ganze Last hergeben müssen, bevor der Herbststurm sie abschüttelte. Ja, auch Meister Wilhelmi genas. Er duldete es stillschweigend, daß die Frau von nebenan und noch eine andere Nachbarin ein gründliches Aufräumen durchführten, ein Aufräumen, das nicht einmal vor der Person des Meisters Halt machte. Sein geringer Wäschebestand wurde eingehend gemustert und instand gesetzt. Bei der Reinlichkeit seines äußeren Menschen wurde begonnen, und diese bewirkte auch ein erfreuliches Auslüften seines Innern. Die Schuljugend, soweit sie noch an dem klappernden Schilde ein Interesse nahm, merkte es mehr denn je. Und wenn sie gewußt hätte, daß drinnen hinter dem Werkstück ein altes Gesicht flüchtig lächelte, sobald der dumpe Ton laut wurde, würde sie endlich eingesehen haben, daß ihr Tun ohne jeden Zweck sei.

Auch eine Annäherung an die Menschen fand statt. Zwar ging der alte Meister am liebsten seine eigenen Wege, aber er ließ sich doch wohl mal in einem Gespräch

festhalten und lief nicht gleich davon. Und Sonntags stand er in Hemdsärmeln, die so weiß waren wie sein Haar, neben seiner Haustür und bewies seinen Mitbürgern, daß es ihm ganz vortrefflich gehe.

Der Klotz vor dem Zaun war entfernt. Das Loch war sogar erweitert worden und bot selbst Erwachsenen Gelegenheit zum Durchschlüpfen. An Sommertagen, wenn der Birnbaum seine Pracht entfaltete, der Kanarienvogel trillerte, der Hammer seinen kurzen Takt schlug und die Sonne sehr wohlwollend herabblitzte, kamen eilige Kinderfüße den Gartenweg herauf. Der Meister ließ sich in seiner nützlichen Tätigkeit nicht stören, er klopfte gar noch emfiger; dennoch ließ der Ausdruck seines Gesichtes keine falsche Deutung zu.

„Kiiief!“ machte es neben der Hoftür.

Dann hob sich — sehr überrascht — ein schlohweißer Kopf. „Duuu . . .!“ lautete die drohende Antwort.

Ein Kinderlachen sprang auf, ein flachsblonder Kopf mit blattgepuckten Augen wurde sichtbar; für kurze Zeit ruhte der Hammer. Irgendwo unter einem Blatt Papier fand sich ein Stück Zucker, ein Apfel oder dergleichen; war es unter den Augen des Meisters verzehrt, setzte das tägliche Gespräch ein. Tausend Fragen wurden aufgeworfen; ob sie alle die richtige Antwort fanden, steht dahin. — — —

Meister Wilhelmi weilt seit Jahren da, wo es keine Kümmernisse und keine Enttäuschungen mehr gibt. Sein kleiner Freund ist längst herangewachsen. Überhaupt hat sich in der kleinen Stadt manches verändert. Wo Meister Wilhelmi fünf Jahrzehnte seines Lebens verbrachte, befindet sich jetzt eine Bäckerei. Das Schild neben der Eingangstür hängt noch — oder ist es ein anderes, neues? — aber es ist natürlich kein Stiefel darauf gemalt, sondern ein riesenhafter, verlockend aussehender Kringel.

— E n d e . —

Das Heilige Jahr in Rom.

Von Kurt Bauer.

Am Vormittag des 24. Dezember wird der Papst, gefolgt von den Kardinälen, Bischöfen und Brüderhöfen, aus dem Vatikanischen Palaste in das Atrium der Peterskirche schreiten, wo ihm gegenüber der Porta Santa ein Thron hergerichtet ist. Eine ungeheure Menschenmasse, ein lebendiges Gemisch aus allen Ländern und Zungen der Erde, wird den riesigen Petersplatz in seiner ganzen Ausdehnung von 330 zu 234 Meter bedecken, wo sie neben den gewaltigen Fontänen, dem hohen Obelisk und den erhabenen Bernini-Hallen den Eindruck eines schier unübersehbaren, trabbelnden Ameisenhaufens hervorzurufen dürfte.

Und diese Menge wird unter dem Bann eines tiefen, ehrfurchtigen Schweigens stehen, während der Heilige Vater vom Thron herabsteigt, eine Kerze in der Linken, die er einem Kardinal reicht. Mit der Rechten aber ergreift er einen goldenen Hammer und klopft mit ihm dreimal an jene marmorne Pforte, die 25 Jahre hindurch geschlossen geblieben war. Die vorher von den Mauern geloderte Tür stürzt beim dritten Hammerschlag nach innen ein, und zwar auf einen fe auffangenden Wagen, der sie fortträgt. Danach wird die Schwelle mit Weihwasser gereinigt, und der Papst steht mit seinem Gefolge in den Petersdom ein, um hier an der ersten Kapelle rechts, deren Altar die Pietà Michelangelo schmückt, die Einweihungszeremonie abzuhalten. Mittlerweile kommt auch die draußen harrende Menge in die Kirche geströmt, hoffend auf das Wunder, darin Platz zu finden. Und da die letzten wahrscheinlich die ersten sein wollen, so würde es dabei kaum ohne Rippenstöße abgehen, wenn die Ordner nicht ihre ganze Autorität geltend zu machen verständen. Aber auch die Feierlichkeit der Sandluna dürfte ihre beruhigende Wirkung auf die neugierigen Massen nicht verfehlen. Allerdings vermag bei derartigen Anlässungen manchmal der kleinste Anlaß eine Katastrophe herbeizuführen. So geschah es in dem unter Nicolaus V. 1450 gefeierten Anno Santo, daß ein wildgewordener Esel auf der dicht von Menschen besetzten Engelsbrücke eine Panik anrichtete, bei der 200 Pilger in den Fluten des Tiber ertranken.

Freilich führte damals nur die eine enge Brücke zur Peterskirche und auch die Basilika der Apostelfürsten hatte noch nicht ihre heutige Ausdehnung. Andererseits scheint der Fremdenzufluß desto stärker gewesen zu sein. Im ersten Jubiläumsjahre 1300, das unter anderen hervorragenden Persönlichkeiten auch Dante in Rom sah, soll die Anzahl der Pilger gegen 2 Millionen betragen haben, so daß die Straßen der Stadt nie nicht aufzunehmen vermachten, und man hört, daß Rom im Jubiläumsjahr 1350 nicht weniger als 800 000

Pilger gleichzeitig beherbergt. Viele Zahlen mögen wohl nach der Gewohnheit der mittelalterlichen Chronisten übertrieben sein, ebenso wie die für dieses Jahr von den italienischen Zeitungen gemeldete Zahl von 2 Millionen zu erwartenden Pilgern die Wirklichkeit um das Doppelte übersteigt. Einstweilen hat man überhaupt nur mit etwa 500 000, darunter 20 000 Deutschen, zu rechnen gehabt. Zwar darf man daneben nicht die gewaltige Menge der nicht unter dem Schutze der Kirche, sondern einzeln oder in Reisegeleitschaften einherziehenden Fremden vergessen, die jetzt bereits die Hotels anzufüllen beginnen und dem Menschenaustrum zum Heiligen Jahr ein noch nicht absehendes Gewicht geben werden. Sie alle, ob Katholiken, Protestanten oder Juden, wollen den Papst sehen, seinen Segen empfangen haben, und man kann sich denken, wie dieser nicht nur von Angehörigen seiner Kirche, sondern auch von den Anhängern anderer Konfessionen, die dabei oft nur müßige Neugierde treibt, in Anspruch genommen ist. Papst Pius XI. scheint den Frauen gegenüber besonders rigoros zu sein. Die Schwarzerkleideten müssen sowohl das Kleid bis zum Kusse gelöst sein, als auch lange Ärmel tragen, die bis zu den Händen reichen. Sonst werden sie nicht vorgelassen.

Da die Scharen der Pilger sukzessiv nach Rom kommen und zum Teil in Klöstern und Hospizen oder sonst an fester Stelle untergebracht werden, so wird noch genug Platz für die übrigen Reisenden bleiben, und der italienische Staat sucht durch Ermäßigung der Eisenbahnpreise möglichst viel Fremde zum Anno Santo nach Rom zu locken. Aber was der Reisende dadurch auf der einen Seite gewinnt, muß er auf der anderen Seite verlieren und gewiß noch sehr viel darüber. Denn die Zeiten sind vorüber, in denen die reichen Römer während des Heiligen Jahres den Herbeiströmenden in ihren Häusern unentgeltlich Gastfreundschaft gewährten. Heute beginnen sich die Hotel- und Zimmerpreise bereits recht empfindlich zu steigern, um mit dem Anfang des Anno Santo ihren noch nicht zu bestimmenden Höhepunkt zu erreichen. Gleichzeitig wachsen die Preise für alle Lebensmittel, vom Brote bis zur Butter und dem Fleische. Sogar die Elektrischen sind im Begriffe, ihre Tarife zu erhöhen, ebenso die Droschken und Automobile. Man sieht also, daß das Heilige Jahr den Römern nicht heilsam ist und ihre Spekulationslust vor ihm nicht zurückschreckt. Natürlich werden die Preise auch in den folgenden Jahren nicht wieder sinken. Hätte Pius XI. diese Wirkung vorausgesehen, wer weiß, ob er die Eröffnung der Porta Santa in dieser Zeit, wo die breiten Volksschichten ohnehin genug mit Not kämpfen müssen, verhindert haben würde.

Nachdem der Papst durch die Heilige Tür in St. Peter eingezogen ist und in der Kapelle der Pietà die Einweihungszeremonie abgehalten hat, wird er der um ihn versammelten Menge den apostolischen Segen erteilen und sich durch die Sakramentskapelle in seine vatikanischen Gemächer zurückbegeben.

Während die Begründung des Kirchenjubiläums auf Bonifatius VIII. im Jahre 1300 zurückgeht, wurde die Eröffnung der Porta Santa von dem schrecklichsten Papste, den sie die Tiara zierte, nämlich von Alexander VI. Borgia eingeführt, der mit dieser Zeremonie das Heilige Jahr 1500 einleitete. Als ob der Himmel diesen Papst aus der drohenden Höllenfahrt errettete, mutet uns das seltsame Naturereignis an, dem er in jenem Jahre mit knapper Not entging. Eines Tages verdunkelte sich der Himmel. Ein gewaltiger Sturm mit Hagel Blitz und Donnersturm brach los, als sollte die Welt untergehen. Während der Papst mit zwei Kardinälen entsetzt dem Toben der Elemente in seinem Zimmer folgte, brach die Decke mit furchtbarem Krachen über ihnen zusammen. Ein Schornstein war eingestürzt und hatte dieses Unglück verursacht. Schnell retteten sich die beiden Kardinäle durch einen Sprung in die Fensternischen — der Papst aber war verschwunden und wurde tot aufgefunden, so daß das Volk zum Vatikan gelaufen kam und die Stadt vom Schrei des Entsetzens widerhallte. Bei näherem Hinsehen jedoch fand man den Papst unter einem Trümmerhaufen auf seinem Stuhle sitzen. Vor Schreck war erstarrt, aber nur wenig verletzt, konnte er schon nach wenigen Tagen in S. Maria del Popolo für seine wunderbare Rettung danken, als hätten die guten Werke des Heiligen Jahres, die er mit Eifer betrieb, ihn vor den Banden der Hölle losgekauft.

Gleichzeitig mit der Eröffnung der Porta Santa in dem Petersdom werden durch die den Papst dabei vertretenden Kardinäle die Heiligen Türen in drei anderen Patriarchalkirchen eröffnet. Nämlich in S. Giovanni in Laterano, S. Paolo fuori le Mura und S. Maria Maggiore. Um der Absolution des Heiligen Jahres teilhaftig werden zu können, müssen die Pilger auf Bestimmung des Papstes, wenn es sich um Italien handelt, 20mal, und wenn es sich um Auswärtige handelt, 10mal durch all diese Pforten ziehen. Da für die Pilger indessen nur eine Aufenthaltszeit von sieben Tagen vorgelesen ist, wird man das Verfahren dadurch abkürzen, daß man bei einem Besuche der betreffenden Kirchen mehrmals aus- und eintritt. Denn die Pilger sollen nach alter Sitte neben den Kirchen auch die sonstigen Sehenswürdigkeiten und Altortümer Roms in großen Zügen besichtigen. Dazu kommt noch der Besuch der Kirchenfestlichkeiten, Messen und die Entgegennahme der heiligen Sakramente. Der am meisten Beschäftigte aber wird während dem Anno Santo der Papst selbst sein, der neben seinen politischen Geschäften dieses Meer von frommen Pilgern und neugierigen Fremden empfangen und segnen muß.

Gänseleberpastete.

Von Peter Robinson.

Winkler ist ein nervöser, leicht verstimmt, selbst aus geringfügigen Ursachen schnell beeinflusster Mensch. Groll ist robust, keinerlei Suggestion zugänglich und schert sich um gar nichts. Außerdem gibt Winkler kein Geld leicht aus, während Groll insam geizig ist. Wenn die beiden nicht so verschieden geartet wären, dann wäre auch diese Geschichte nicht passiert. Aber aus der Verchiedenheit der menschlichen Anlagen entstehen eben die meisten Geschichten.

Winkler und Groll haben einander getroffen und sich in ein Bräutärslokal begeben. Winkler ist aern was Gutes und bestellt sich Gänseleberpastete. Groll ist auch aern was Gutes, aber er bestellt sich nur einen Käse. — weil er doch so insam geizig ist. Und nun sitzen sie da und warten, daß ihnen der Kellner das Bestellte bringe.

Auf einmal macht Groll ein verjonesenes, träumerisches Gesicht. „Ach ja, Gänseleberpastete!“ sagt er. „Etwas Gutes, etwas Vorzügliches! Aberhaupt die Gans. — ein außerordentlich schmackhaftes Tier! Man möchte aber beinahe sagen: leider. Denn andererseits ist die Gans auch ein sehr anheimelndes, ein sehr liebenswürdiges und dem Menschen in hohem Grade zugehöriges Geschöpf. Und gar nicht dumm, durchaus nicht. Es ist ganz verkehrt, zu einer weiblichen Person „dumme Gans!“ zu sagen. Geizig sind sie, kann ich Ihnen sagen, sehr geizig. Nun ja, man hat ja auch schon dreifache Gänse gesehen. Ich habe oft Gänse beobachtet, sehr oft. Rührend, kann ich Ihnen sagen, wirklich rührend. Mit welcher verzügelteten Geduld warten sie ihren Eigentümer oder die sie betreuende Person oder sonst jemand aus der Familie, vor allem Kinder, begrüßen, wie sie dabei die Köpfe schief halten und freundlich mit den Augen blinzeln! Gänse schließen den Menschen ins Herz, glauben Sie mir! Wen sie aern haben, dem laufen sie auf Schritt und Tritt nach. Ich habe Leute gekannt, die haben gemeint, wenn sie eine Gans schlachten müßten. Ja, ich habe sogar welche gekannt, die eine ihnen liebgewordene Gans überhaupt nicht schlachteten, sondern sie in Ehren hielten und alt und grau werden ließen. Na, Sie werden's ja noch aus der Schule wissen: Bilemon und Baucis, die hatten auch so eine alte Gans.“

„Ja, ja!“ laut Winkler. Er sieht etwas aequält aus.

Groll schmaukt ein bißchen. „Aber trotzdem — die Tiere schmecken so gut. Und Gänseleberpastete — alle Achtung! Bedauerlich nur, daß man die Gänse darum so quälen muß. Sie werden doch wissen: um eine recht große, fette Leber zu erzielen, muß man die Gans besonders behandeln. Eigentlich ein scheußliches Verfahren! Sie kennen es nicht? Lassen Sie auf! Man übertrifft die Gans in einen kleinen, ganz engen Käfig, in dem sie sich überhaupt nicht rühren kann. Nur den Kopf kann sie durch die Latten stecken, um aus einem bereitstehenden Troge Wasser zu laufen. Ja, in manchen Gegenden wird so ein armes Tier gar mit den Füßen an den Boden des Käfigs genagelt, was doch ganz widerwärtig ist. Und dann wird die Gans gemästet: gestopft nennt man das oder auch genudelt. Zweimal täglich. Die Person, die das beordert, hält die Gans mit den Beinen fest, öffnet ihr mit der linken Hand den Schnabel und stopft ihr mit der rechten Maiskörner oder Weizenkörner in den Hals, bis obenhin, bis überhaupt nichts mehr hineingeht, bis die Gans beinahe platzt. Drei Wochen lang wird das so gemacht. Und dabei kann das unglückliche Tier sich niemals rühren, bleibt immer so eingekerkert. Eigentlich Tierquälerei, nicht wahr? Aber dann ist die Gans auch so fett, daß sie beinahe auseinandergeht, und die Leber ist außerordentlich groß und besonders fett geworden.“

Jetzt bringt der Kellner die Gänseleberpastete und den Käse. Winkler denkt aber noch nicht daran, seine Pastete anzurühren. Groll läßt seinen Käse auch stehen; er spricht weiter, sehr eifrig: „Eigentlich ist ja nun aber doch eine Leber gar keine gesunde Leber mehr. Nein, sie ist eine kranke Leber, eine scheußlich kranke Leber. Die Fettleber kommt ja auch beim Menschen vor als chronisches, meist sehr langsam sich entwickelndes Leiden. Ich habe mal so eine Leber in Spiritus gesehen. Etelhaft, kann ich Ihnen sagen, widerwärtig, grauhaft. Aber interessant, sehr interessant. Wollen Sie sich auch mal ansehen. Man kriegt nur leicht Brechreiz davon.“

Winkler schiebt seinen Teller mit der Gänseleberpastete beifig zurück. Er schielt nach Grolls Käse. „Ich hätte mir eigentlich auch Käse bestellen sollen“, meint er. „So am Vormittag ist die Pastete eigentlich 'n bißchen schwer.“

Groll schiebt sofort seinen Käse hinüber. „Nehmen Sie ihn damit dienen kann. — aber bitte, sehr aern!“

Winkler freut sich. „Sehr liebenswürdig. Wollen Sie dafür vielleicht —“

Die Gänseleberpastete nehmen? Nun ja, warum denn nicht? Zurückgeben kann man sie doch nicht auf.“

„O, da bin ich Ihnen wirklich sehr verbunden für den Tausch. Aber natürlich, dieser Tausch vollzieht sich nur unter uns, nicht dem Kellner gegenüber. Sie müssen mir schon aekatten, die Pastete zu bezahlen.“

„Nun, wenn Sie darauf bestehen!“ meint Groll verbindlich. Und dann frisst er die Gänseleberpastete auf.

Winkler nimmt den Käse, doch er knabbert nur so ein Drittel davon auf; er hat keinen rechten Appetit. Aber bezahlen muß er die Gänseleberpastete.

Hygiene u. Heilkunde

Keine Bleichsucht mehr! Die krankhafte Blutarmut, die sog. „Bleichsucht“ oder Chlorose, gehörte früher zu den häufigsten Krankheiten, an der besonders unverheiratete Frauen litten. Schon der Hallische Kliniker Hoffmann hat sie 1730 die „Jungfernbleichsucht“ genannt. Merkwürdigerweise tritt nun diese Krankheit seit einigen Jahren sehr viel weniger auf und die Ärzte haben sich über die Gründe dieses Verschwindens den Kopf zerbrochen. Wie Dr. Erich Ebslein in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, schreibt man jetzt das Verschwinden der Bleichsucht dem Aufhören des Schnürens zu. Die Ausbreitung des Sports unter den jungen Mädchen wird wohl das Entscheidende sein. Man hat bereits früher darauf hingewiesen, daß die geographische Verbreitung der Bleichsucht sich genau mit der Verbreitung des Korsetts deckt. So kennt man sie nicht z. B. unter Perierinnen und Japanerinnen, die ihre Nationaltracht tragen; nur die, die sich europäisch kleiden, wurden davon befallen. Das Korsett ist ja durch die Jahrtausende ein wichtiges Toilettenstück der Frauenwelt gewesen. Man kannte es schon im klassischen Altertum; in der modernen Geschichte erscheint es zuerst unter der Herrschaft der spanischen Tracht, und Brechtel sowie Satiriker wetteiferten im Kampf gegen dieses unnatürliche Marterwerkzeug. Die gesundheitlichen Schäden dieses Kleidungsstückes sind aber erst 1793 von Sommering ausführlich nachgewiesen worden. Man denkt beim Schnüren hauptsächlich an Schädigungen, die an den Unterleibsorganen hervorgerufen werden; aber die Leber und Milz dürften davon am meisten in Mitleidenenschaft gezogen werden. Statistische Untersuchungen von Venese haben gezeigt, daß ums Jahr 1900 die Chlorose-Erkrankungen in Hamburg die Höhe von 162 auf das 1000 erreichten, während 1923 nur noch 0,15 Erkrankungen auf das 1000 vorliefen. Dieser Rückgang der Bleichsucht fällt mit unserer Mode zusammen, die das Korsett verbannt und mit der sportlichen Ausbildung der weiblichen Jugend. Aber wir sollen uns nicht allzu sehr freuen. Die Mode, die ja für Gründe der Vernunft nicht zugänglich ist, wird uns gewiß einmal wieder mit dem Korsett befehlen, und dann werden, sagt Venese, auch wir Ärzte die Freude haben, die so dankbar zu behandelnde Chlorose bei unseren jungen Patientinnen wieder zu begrüßen.

Hypnose statt Narcole. Aus Dorpat berichtet man uns über eine interessante Operation, die Professor R. Wannag in der dortigen Universitätsklinik vorgenommen hat. Es handelt sich um Krampfadern-Entfernung, eine sehr kamervolle Operation. Der Kranke wurde in hypnotischen Schlaf versetzt, und in diesem Zustand konnte die Operation ungehindert durchgeführt werden. Beim Erwachen fühlte er sich sehr wohl; er hatte keinerlei Schmerzempfindungen und wußte durchaus nichts von dem Eingriff. Es ist dieses einer der ersten Fälle, wo Hypnose statt Narcole bei Operationen angewandt wurde. Die medizinische Welt erwartet von der reinen Hypnose beziehungsweise ihrer Kombination mit der Narcole einen großen Umschwung in der Operations-Praxis.

Neue Bücher

* **Gustav Schröder: „Die Flucht aus dem Alltags.“** (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) „Die Flucht aus dem Alltags“, innerer stiller Winkel im Hause des Schriftstellers und Bauern Hans Helbing, wo er in allen Lebenslagen Frieden und Stütze findet, wird zum Symbol, mit dem wir die Flucht aus dem Alltags antreten können, die wir in stürmischen Zeiten so nötig brauchen. Hans Helbing schreibt sein Erleben auf. Tagebuchblätter und doch wieder mehr. Eine fortlaufende Entwicklung und doch wieder Einzelbilder. Zeiten erschütternder Not, äußerer und innerer Zusammenbrüche und Zeiten voller Licht. Und mitten im Auf und Ab des Lebens der stille Winkel, die „Flucht aus dem Alltags“, über der ungeliebten die Worte stehen: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land.“ Man fühlt, hier hat sich viel Selbsterlebens zur Dichtung geformt, und so wird die Flucht aus dem Alltags besonders allen denen lieb sein, die zugleich einen tiefen Blick in die Seele des Dichters tun wollen.

* **Merejkowski: „Tut-ench-Amon auf Kreta.“** Die Geburt der Götter. Überst von A. Eliasberg und S. Ruoff. (Allgemeine Verlagsanstalt, München.) Uralter Kult beherrscht Kreta, die heilige Insel voll hoher Kultur. Tut-ench-Amon, als Gesandter in Kreta weisend, dort eine Tana-Tradition miterlebend, verleiht Ägyptens in Jahrtausende alter Tradition erstarrte Kunst mit dem neuen Willen auf Kreta, der überall vorwärts dringt, beinahe zu sehr, denn die Menschen auf der heiligen Insel sind schon so weit, daß sie nicht mehr an ihren eigenen Gott glauben können. Tut aber wird in Ägypten das viele, das er erlebt und gelebt hat, weiter bauen. Und wie dieser Band des Lebens auf Kreta erfüllt ist von farbenprächtigen, dramatischen Schilderungen, von zartem Liebeserleben, so soll der folgende zweite Teil die alte Wunderwelt Ägyptens wieder erleben lassen und die Auswirkungen zeigen, die sich aus der Erkenntnis des klugen Königs ergeben.

* **Georg Birnbaum: „Kundlauf.“** Roman-protokoll. (Arel Junfers Verlag, Berlin.) 36 Kapitel, in denen amüsante Zustände der Großstadt sehr deutlich veranschaulicht werden, in denen der Leser durch das Sündenbabel bei Tag und bei Nacht geführt wird, bilden den Inhalt dieser Romanprotokolle, die ein lieblicher Ritz wäre, wenn sie nicht den Ritz parabolisch veräthern würde. Als protokollartige Anekdote und verstanden, wird sie besonders dem mit Berliner Verhältnissen Vertrauten eine unterhaltende Stunde verschaffen.

* **Heinrich Stadelmann: „Messalina.“** Ein Bild des Lebens aus Roms Imperatorenzeit. Eine in allabendlichen Farben gehaltene Sittengeschichte Roms eines der glänzendsten Bücher der Neuzeit bietet Heinrich Stadelmanns, des bekannten Schriftstellers und Dichters zweibändiges Werk „Messalina“ (erschienen in der Opal-Bücherei, Verlag Paul Arck, Dresden). Der Verfasser gibt nicht nur ein mit seiner Wissenschaft geschautes Bild der berühmtesten Kaiserin und Betate großer Stilles aus der Vorfahrzeit des römischen Imperiums im ersten Jahrhundert n. Chr., sondern auch ein vorzügliches, mit glänzendem historischem Rhythmus entworfenes, auf zahlreiche klassische Literaturdokumente gestütztes Gemälde des römischen Reiches. Roms, das damals der „Zirkus der Welt“ geheißen ward und mit seiner unheimlichen Ausdehnung des Lebensraffinementes, seinem künftigen Verfall, seinen typischen Entartungserscheinungen und seiner ganzen Defäkation manche frappante Parallelen zu unserer Zeit bildet. Ein farbig und atmosphärisch gezeichnetes Buch!

* **Wilhelm von Scholz: „Lebensdeutung.“** Einfälle, Erlebnisse, Erkenntnisse. (Walter Fieders Verlag Stuttgart.) In einem ersten schon gedruckten, statischen Oktavband veröffentlicht Wilhelm von Scholz Leben unter dem Titel „Lebensdeutung“, Einfälle, Erlebnisse und Erkenntnisse, die auf eine ganz eigene Weise die menschlichen Zustände, die Charaktere, Schicksale und die Eigenschaften der Seele beleuchten. Schon bestehend infolge ihrer geistigen und einprägsamen Sprache, bezeugen diese Aphorismen durch die dichterisch-intuitive Artung nicht weniger wie durch eine bewundernde denkerische Kraft.

* **Colin Rok: „Das Meer der Entscheidungen.“** (Beiderseits des Pazifik, 336 Seiten Text, 97 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 7 Karten. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) In seinem hochinteressanten Iobes bei Brockhaus erscheinenden Werk „Das Meer der Entscheidungen“, Beiderseits des Pazifik“, zeigt Dr. Colin Rok, unsern Lesern bereits bekannt durch seine weitverbreiteten Werke „Silbamerika, die aufsteigende Welt“ und „Der Weg nach Osten“, das starke dynamische Kräfte am Werk sind, den machtpolitischen Schwerpunkt der Erde von Europa nach dem Stillen Ozean zu verlegen. Nicht nur Japan, China, Amerika, Australien, sondern auch die europäischen Völker haben dort die größten politischen und handelspolitischen Interessen. Dort ist die Wahlstatt, auf der die Interessen zum Konflikt führen müssen und auf der der wachsende Gegensatz zwischen Weiß und Farblich einmal ausgetragen werden wird. Colin Rok zeigt, wie sich auch der kommerzielle Mittelpunkt von einem überbevölkerten Europa nach den Ländern am Pazifik verschiebt, da sich dort die großen entwicklungsstärkenden Absatzmärkte und die riesigen, noch verlässbaren Rohstofflager der Erde befinden. Für den deutschen Industriellen und Exporteur wird das Werk hierdurch zum unentbehrlichen Nachschlagewerk, das ihm neue Wege für Import und Export zeigt. Die Länder des Pazifik hat Colin Rok Iobes besucht und schildert sie in seinem neuen Werk mit der besten Kenntnis seiner Feder, in dem gleichen glänzenden Stil wie seine früheren Werke. Auch hier schenkt er uns wieder ein lebendiges unmittelbares Buch, das seiner durch weite Reisen in aller Herren Ländern gesicherten Beobachtungsaube ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Mit Kino und Kamera ist Colin Rok gereist und hat so die Möglichkeit gegeben, dem Werk 97 seiner besten Aufnahmen auf Tafeln beizugeben, die das geschilderte Wort anschaulich ergänzen. Das friedensmächtige ausgetastete Werk ist von dem bekannten Buchkünstler Georg Baus aus äußerlich in ein ansprechendes Gewand gekleidet, so daß es besonders für den Weihnachtstisch empfohlen werden kann.

* **Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre.** Von Prof. Dr. W. Heller. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ erweitert in erfreulicher Weise ständig den Kreis ihrer wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Professor Heller behandelt die wichtigsten Fragen der theoretischen Nationalökonomie, und zwar das Wertproblem, das Preisproblem und das Problem der Einkommenverteilung mit den wichtigsten Unterabteilungen über Kapitalismus, Unternehmergewinn und Arbeitslohn. Die einzelnen Begriffe werden eingehend, ihrem Wesen nach erörtert, die Kontroversen der Auffassung unter Heranziehung der klassischen Literatur klar herausgestellt.

* **Karl Hans Strobl: „Die Wunderlaube.“** Geschichten aus Geheimnisland. (R. Staackmann, Verlag, Leipzig.) Alle Blumen der Phantastik blühen im Zauberarten des Dichters, den man von seiner Wunderlaube aus überblickt, aber die hier gesammelten Novellen sind durchdrungen von dem Atem unserer Zeit, durchblutet von unseren Wünschen und Gedanken, gestaltet im Geiste und mit der ganzen Kunst der Gegenwart.